

# Landauer Pflaster-Geschichte(n).

## Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf eine urbane Oberfläche

---

Sabine Kienitz

Ausgangspunkt meiner Überlegungen zu Begriff und Phänomen der urbanen Oberfläche ist der Gegenstand des städtischen Pflasters, das hier als materialisierter Teil der gebauten Stadt im Sinne einer *anthropology of the city* auf seine symbolische Bedeutung hin befragt werden soll. Mit seiner spezifischen Materialästhetik und Berührungsqualität wird das Pflaster dabei nicht nur als diskursiv gerahmter<sup>1</sup>, sondern vor allem als affektiv aufgeladener Erlebnis- und Handlungsraum in den Blick genommen. Darauf aufbauend geht es um volkskundlich-kulturanthropologische Fragen nach Wechselwirkungen zwischen Dingen und Menschen, nach der Begehbarkeit von Stadt sowie nach den konkreten »Aneignungsbewegungen«<sup>2</sup> der Akteure in diesem gebauten Raum. Im Zentrum der explorativ angelegten Fallstudie steht der Konflikt

1 Vgl. dazu die Thesen des Sprachwissenschaftlers Ingo Warnke, der sich in diskursanalytischer Perspektive u.a. mit der Schrift als einem urbanen Oberflächenphänomen beschäftigt. Ders.: Die Stadt als Kommunikationsraum und linguistische Landschaft. In: Wilhelm Hofmann (Hg.): Die Stadt als Erfahrungsraum der Politik. Beiträge zur kulturellen Konstruktion urbaner Politik. Münster 2011, S. 343–363.

2 Vgl. dazu den Ansatz des Kunstpädagogen Gert Selle, der das »im Raum sein« der menschlichen Akteure auf deren »Raum-Sinn« zurückführt, den er als »Produkt einer multisensorisch grundierten Entwicklung von Empfindsamkeiten gegenüber dem umbauten Raum« definiert, die sich sowohl auf physische als auch immaterielle Dimensionen beziehen können. Dabei geht er von einer kulturellen Überformung von Raum-Sinn und Raumerfahrung aus. Vgl. Ders.: Im Raum sein. Über Wahrnehmung von Architektur. In: Michael Hauskeller (Hg.): Die Kunst der Wahrnehmung. Beiträge zu einer Philosophie der sinnlichen Erkenntnis. Zug 2003, S. 261–279, hier S. 271 f. und 278.

um das städtische Pflaster in Landau, einer aufstrebenden Kommune in der Südpfalz mit gut 40.000 EinwohnerInnen. Die öffentlich ausgetragenen Auseinandersetzungen über die (Un-)Begehbarkeit der historischen Innenstadt, die seit den 1970er-Jahren im Zuge der Stadterneuerung Stück für Stück, Straßenzug um Straßenzug in eine modern möblierte Fußgängerzone umgewandelt worden ist, ziehen sich nun schon über 25 Jahre hin. Bereits mit Beginn der Verlegung des inkriminierten Pflasters im Jahr 1988 wurde kontinuierlich und heftig darüber diskutiert, wie man die Qualität und Begehbarkeit des in der Öffentlichkeit als »wenig menschenfreundlich« gescholtenen und wegen seiner mittelalterlichen Anmutung als nicht zeitgemäß kritisierten Bodenbelags verbessern könnte. Vor diesem Hintergrund geht es zum einen um die symbolische Ökonomie und die Zeichenhaftigkeit einer städtischen Oberfläche, deren ästhetische Überformung als Teil einer »kulturellen Aufrüstung«<sup>3</sup> im Wettbewerb der Kommunen um Ökonomie, Attraktivität und Distinktion zu interpretieren sein wird.<sup>4</sup> Zum anderen aber widmet sich der Text der Frage nach Materialität und Gestaltung, nach Stofflichkeit, Stimmungswert und Haptik einer urbanen Oberfläche und damit zugleich nach den konkreten und lebenspraktischen Bedingungen der Aneignung von Stadt. Im Mittelpunkt steht dabei die urbane (Boden-)Oberfläche als eine meist unbeachtete Schnittstelle der Interaktion zwischen Menschen und Dingen, deren spezifische Affordanz, also deren Aufforderungscharakter als Akteur im Sinne Bruno Latours einen zentralen Beitrag zur atmosphärischen Qualität der Stadt leistet und damit ebenfalls Gegenstand der Überlegungen sein muss.<sup>5</sup> Darüber hinaus lässt sich an diesem Konflikt um

- 3 Vgl. dazu Jan Logemann: Einkaufsparadies und »Gute Stube«. Fußgängerzonen in westdeutschen Innenstädten der 1950er bis 1970er Jahre. In: Adelheid von Saldern (Hg.): Stadt und Kommunikation in bundesrepublikanischen Umbruchzeiten. Stuttgart 2006, S. 103–122, hier S. 117.
- 4 Vgl. dazu u.a. Katharina Brzenczek, Claus-C. Wiegandt: Von Akteuren und Instrumenten bei der Neugestaltung innerstädtischer Plätze. In: Die alte Stadt. Vierteljahrszeitschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie, Denkmalpflege und Stadtentwicklung 35, 2008, H. 4, S. 372–384. Eine solche Konkurrenzsituation bestand zwischen Landau und der Nachbarstadt Neustadt an der Weinstraße, wo seit Ende der 1960er-Jahre bereits eine Fußgängerzone existierte.
- 5 Vgl. dazu Rainer Kazig: Typische Atmosphären städtischer Plätze. Auf dem Weg zu einer anwendungsorientierten Atmosphärenforschung. In: Die alte Stadt (wie Anm. 4), S. 147–160, hier S. 150; sowie Jürgen Hasse: Die Stadt als Raum der At-

städtische Raumgestaltung und Raumnutzung der Diskurs über und die Erfahrung von Ausgrenzung ganzer Bevölkerungsgruppen aus der Kommunikation und Vermittlung eines urbanen Lebensgefühls problematisieren, das u.a. auch mit der kulturellen Praxis des »In-die-Stadt-Gehens« als Teil eines bürgerlichen Selbstverständnisses und mit dem – kulturhistorisch im 19. Jahrhundert verorteten – Bild des Flaneurs verbunden ist.

Der Konflikt also ist zum einen der Anlass, um im konkret-gegenständlichen Sinne über urbane Oberflächen nachzudenken. Zum anderen ist die Analyse dieser medialen wie auch alltagspraktischen Auseinandersetzungen zugleich ein methodischer Kunstgriff, um in einer machttheoretischen Perspektive nach dem historischen Beziehungszusammenhang zwischen Urbanität, Atmosphären und materiellen Oberflächen zu fragen.<sup>6</sup> So stellte der Stadtgeograf Jürgen Hasse die These auf, dass eben die »dinglich-architektonische ›Möblierung‹ der Stadt zu einer »materiellen ›Fundierung‹ habituelier Szenerien und der Strukturierung performativer Ablaufprogramme«<sup>7</sup> führe. Das sinnlich-ästhetische Erleben von Dingen, Materialitäten und Oberflächen entfalte damit zugleich eine »physisch-leibliche Tiefenwirkung«.<sup>8</sup>

Ich sehe hier zwei konkrete Anknüpfungspunkte, nämlich zum einen Willy Hellpachs Überlegungen zum Stadtboden als einer Form von kultureller »Appretur« und seine These, dass gerade die spezifische Ausformung der Stadtoberfläche im hermetisch abgeschlossenen Material des Asphalt – im Gegensatz zum offenen Pflaster, das den Kontakt zum natürlichen Boden ermögliche – zu einer Entfremdung des Städtlers geführt habe,<sup>9</sup> und zum anderen Gudrun Königs historische Forschungen zum Spaziergang, der ja nicht nur als bürgerliche Bewe-

mosphären. Zur Differenzierung von Atmosphären und Stimmungen. In: Ebd., S. 103–116.

6 Vgl. dazu auch Sharon Zukin: *Whose Culture? Whose City?* In: Dies.: *The Cultures of Cities*. Malden 1995, S. 1–49, hier S. 11.

7 Hasse (wie Anm. 5), S. 105.

8 Ebd., S. 115.

9 Willy Hellpach: *Mensch und Volk der Großstadt*. Stuttgart <sup>2</sup>1952, S. 51. Hellpach sah den Schutz des Fußgängers in der Stadt »als eine der dringendsten Aufgaben« der Gegenwart an. So sollten »ganze Netze von Nichts-als-Fußwegen« geschaffen werden, »deren Befahren – mit irgend einem Gefährt, sei es selbst einem Handkarren, Tretrad oder ›Roller‹ – strengstens untersagt ist.« Ebd., S. 124.

10 Gudrun M. König: *Eine Kulturgeschichte des Spazierganges*. Spuren einer bür-

gungsform, sondern vor allem auch als Ort und räumliche Bedingung für die Erfahrung von Urbanität von Bedeutung war.<sup>10</sup> Beide Studien verweisen in historischer Perspektive ganz grundsätzlich auf die Frage, inwieweit Urbanität – bzw. die Deutung dessen, was die AkteurInnen im jeweiligen historischen Kontext unter »Urbanität« und einem städtischen Lebensgefühl verstanden haben<sup>11</sup> – untrennbar verbunden ist mit Vorstellungen und Erfahrungen einer materialisierten räumlichen Ordnung und ganz konkret auch mit der Gestaltung des Bodenbelags, der die Bewegung im urbanen Raum und die mentale wie auch praktische Aneignung von Stadt nicht nur ermöglichte, sondern durchaus auch erzwang. Hier ist mit der Frage anzuknüpfen, welche kulturellen Konventionen, Deutungsmuster und Regeln zur Gestaltung des städtischen Bodenbelags sich historisch entwickelt haben und wie diese sowohl diskursiv verhandelt als auch praktisch umgesetzt wurden, inwieweit also Vorstellungen von und Erwartungen an Urbanität über die Wahrnehmung und Deutung der Materialität von Oberflächen geformt und ausgehandelt wurden.

Dabei liegt es nahe, das Thema der städtischen Oberflächen in den Gesamtkontext der empirisch-ethnografischen Stadtforschung einzubetten, die das *Gehen in der Stadt* sehr prominent bearbeitet hat.<sup>12</sup> Eine Vielzahl von Studien beschäftigt sich vor allem in (auto-)ethnografischer Perspektive mit Bewegungs- und Erfahrungsformen und dem gelebten sozialen Raum der Straße, mit der Kommunikation im und über den Raum und in konstruktivistischer Perspektive mit der Herstellung von Raum und Raumbezügen durch das Handeln und

gerlichen Praktik 1780–1850. Wien, Köln, Weimar 1996.

- 11 Zur Instrumentalisierung und historischen Überformung des Begriffs »Urbanität« vgl. auch Beate Binder: Urbanität als »moving metaphor«. Aspekte der Stadtentwicklungsdebatte in den 1960er/1970er Jahren. In: Von Saldern (wie Anm. 3), S. 45–63.
- 12 Als Klassiker ist hier natürlich zu nennen Michel de Certeau: *Gehen in der Stadt*. In: Ders.: *Kunst des Handelns*. Berlin 1988, S. 179–208. Aktuell dazu das Schwerpunktheft »Straße«: Christoph Laimer (Hg.): *dérive 50*, 2013, das sich allerdings weitestgehend nur mit der Konfrontation zwischen Fußgängerbereich und Autostraße bzw. dem Bürgersteig beschäftigt, das Thema Fußgängerzone aber ausspart.
- 13 Vgl. dazu u.a. Maria Elisabeth Hiebsch, Fritz Schlüter, Judith Willkomm: *Sensing the Street. Eine sinnliche Ethnografie der Großstadt*. In: Sanda Maria Ge-

eben die Bewegungsformen der menschlichen Akteure.<sup>13</sup> Bei all diesen sinnlich-ethnografischen Überlegungen zum Zusammenhang zwischen gebauter und gelebter Stadt im Sinne Henri Lefèbvres hat nun allerdings die konkrete Materialität der Stadt selbst und vor allem die Bodenoberfläche der Stadt als zentrale Schnittstelle einer Interaktion zwischen Menschen und Dingen bisher kaum eine Rolle gespielt. Eine wichtige Ausnahme ist die Studie von Simone Wörner zum Asphalt, der als Baustoff wie auch als Topos von Urbanität ein zentraler Bestandteil eines Modernisierungsdiskurses im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert war und dabei zugleich als Symbol eines konflikthaften Verhältnisses der Stadt zur Moderne fungierte.<sup>14</sup> Der einsetzende »Asphaltwiderwillen«, so Wörners These, korreliere eben mit dem Trend im 20. Jahrhundert, mit dem Pflaster oder »zumindest einem an Pflaster gemahnenden Bodenbelag« den bürgerlich-gemütlichen Dorfkern der »guten alten Zeit« heraufzubeschwören.<sup>15</sup> Inwieweit mit dieser Beschreibung das spezifische Phänomen und der Gestaltungsbedarf der neuen autofreien Innenstädte in Europa nach dem Zweiten Weltkrieg

- schke (Hg.): Straße als kultureller Aktionsraum. Interdisziplinäre Betrachtungen des Straßenraumes an der Schnittstelle zwischen Theorie und Praxis. Wiesbaden 2009, S. 31–57. Im Mittelpunkt steht das »Potential der sinnlichen Komponente urbaner Raumerfahrung«, das von StadtforscherInnen bisher »nur spärlich erkannt und aufgegriffen« worden sei, ebd., S. 33. In der konkreten Umsetzung dieser Studie beschränkt sich sinnliche Wahrnehmung allerdings auf das Hören und Riechen, die Bewegung des Körpers beim Gehen wird letztlich doch wieder auf die Frage der visuellen Wahrnehmung reduziert, ebd., S. 44–48; vgl. auch Julia Fleischhack: Urbane Bewegungsgeographien. Raum als Koordinate subjektiver Erfahrungsdimension. In: *Vokus. Volkskundlich-Kulturwissenschaftliche Schriften* 15, 2005, H. 2, S. 17–30; Jürgen Funke-Wieneke: Sich Bewegen in der Stadt. Eine Besichtigung mit Maurice Merleau-Ponty. In: Ders., Gabriele Klein (Hg.): *Bewegungsraum und Stadtkultur. Sozial- und kulturwissenschaftliche Perspektiven*. Bielefeld 2008, S. 75–97; Jürgen Hasse: Die Atmosphäre einer Straße. Die Drosselgasse in Rüdesheim am Rhein. In: Ders. (Hg.): *Subjektivität in der Stadtforschung*. Frankfurt a.M. 2002, S. 61–114; vgl. dazu Kazig (wie Anm. 5).
- 14 Vgl. dazu Simone Wörner: Asphalt – Stoff der Großstadt. In: Thomas Hengartner, Johanna Rolshoven (Hg.): *Technik – Kultur. Formen der Veralltäglichen von Technik – Technisches als Alltag*. Zürich 1998, S. 121–139; anknüpfend daran vgl. auch Jens Wietschorke: Glänzender Asphalt und unsicheres Pflaster in der Stadt der Moderne. In: *Industriekultur* 3, 2012, S. 2–3.
- 15 Wörner (wie Anm. 14), S. 139.
- 16 Vgl. dazu auch die historische Darstellung bei Martin Scharfe: Straße. Ein Grund-Riß. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 79, 1983, S. 171–191; Gudrun Schwib-

wirklich erfasst werden kann, muss allerdings kritisch hinterfragt werden. So zeigt eine Vielzahl von historischen Arbeiten, dass gepflasterte Straßen bis weit ins 19. Jahrhundert hinein v.a. als ein städtisches Phänomen zu begreifen sind, und die Materialqualität des Pflasters sowie der Arbeitsaufwand und damit die Kosten der Pflasterung neben der rein praktischen Funktion gerade auch die symbolische Erhebung der Stadt mit einer verkehrstechnisch ausgereiften Infrastruktur gegenüber dem im Schlamm versinkenden Dorf darstellte.<sup>16</sup>

Das führt zu einer weiteren Forschungslücke, die in der volkswissenschaftlich-ethnografischen Stadtforschung stärker Beachtung finden müsste. Wenig bis gar nicht bearbeitet ist die historisch-systematische wie auch ethnografische Beschäftigung mit dem Konzept der »menschengerechten Stadt«, wie sie seit den 1950er-Jahren propagiert<sup>17</sup> und seit den 1970er-Jahren in weit über 1000 deutschen Groß- und Mittelstädten mit der Gestaltung von Fußgängerzonen umgesetzt worden ist.<sup>18</sup> Diese stadtplanerischen Projektierungen hatten sich – als eine Form politischer Rebellion – die Rückeroberung der Stadt für und durch die moralisch aufgeladene Figur des Fußgängers zum Ziel gesetzt, immer im Widerstreit mit den Befürwortern einer bis dato als modern gel-

be: Straßen und Gassen. In: Dies.: Wahrgenommen. Die sinnliche Wahrnehmung der Stadt. Münster u.a. 2002, S. 85–107; Renate Winkelbach: Auf Staats- und Vicinalstraßen unterwegs ... Vortragsreihe des Kreisarchivs Waiblingen »Zur Geschichte des Verkehrs« 2004. [http://www.rems-murr-kreis.de/Vortrag\\_vicinalstrassen.pdf](http://www.rems-murr-kreis.de/Vortrag_vicinalstrassen.pdf) (Zugriff: 25.2.2013); zur Geschichte des Pflasters vgl. Heinz Wolff: Das Pflaster in Geschichte und Gegenwart. München 1987.

- 17 Vgl. dazu u.a. Hans Bernoulli: Die Fussgängerstadt. In: Baukunst und Werkform VII, 1954, S. 371 f; Gerhard Iversen, E. Lange: Vorbildliche Verkaufsstraßen in deutschen und ausländischen Städten. In: Der Wiederaufbau 12, 1958, 3, S. 2–8; Johann Greiner, Werner Rietdorf: Fußgängerbereiche in Stadtzentren. In: Deutsche Architektur 15, 1966, H. 10, S. 592–597.
- 18 Ein umfassender Literatur- und zugleich Quellenüberblick ist an dieser Stelle nicht möglich. Vgl. aber u.a. Hansdietmar Klug: Städtebauliche Planung für Fußgänger zur Erneuerung der Innenstädte. In: Bauen und Wohnen 21, 1967, H. 4, S. 149–156; Harald Ludmann: Fußgängerbereiche in deutschen Städten. Köln u.a. 1972; Paulhans Peters (Hg.): Fußgängerstadt. Fußgängergerechte Stadtplanung und Stadtgestaltung. München 1977; Klaus Uhlig: Die fußgängerfreundliche Stadt. Von der Fußgängerzone zum gesamtstädtischen Fußwegenetz. Stuttgart 1979. Auch in der DDR spielte die konsumfreundliche Neugestaltung der Innenstädte eine zentrale Rolle. Vgl. dazu Klaus Andrä, Renate Klinker, Rainer Lehmann: Fußgängerbereiche in Stadtzentren. Berlin 1981.

tenden ›autogerechten‹ Stadt. Gerade die Neuerfindung und kulturelle Formatierung des Konzepts ›Fußgängerzone‹ im Anschluss an die ersten Versuche mit autofreien Straßen z. B. in Stuttgart und Kiel in den 1920er-Jahren scheint bisher nicht Gegenstand empirischer volkskundlich-kulturwissenschaftlicher Stadtforschung gewesen zu sein.<sup>19</sup> Dagegen verfolgt der Historiker Jan Logemann das Thema im Rahmen seiner Studien zur Konsumgeschichte und stellt dabei das »Einkaufsparadies« und die zeitgenössische Ideologie- und Kapitalismuskritik der 1970er-Jahre an der Fußgängerzone als »Konsumopolis«<sup>20</sup> dem bürgerlich-beschaulichen Konzept der autofreien Innenstadt als »guter Stube« gegenüber.<sup>21</sup> Ihm geht es dabei vor allem um den Diskurs von Architekten und Stadtplanern, die im Konzept der Fußgängerzone ein ökonomisches Allheilmittel gegen die Verödung der Innenstädte gesehen hätten. Erste empirische Rezeptions- und Nutzungsstudien aus den späten 1970er-Jahren legten allerdings nahe, dass das Einkaufen selbst nicht die zentrale Beschäftigung war, der die Menschen in diesen neuen urbanen Räumen nachgehen wollten bzw. sollten, sondern dass ein vielfältiges Verhaltens- und Nutzungsspektrum erkennbar war.<sup>22</sup> Ausgehend von dem basalen Anlass, »notwendige Besorgungen zu erledigen«, habe der Fußgängerbereich »als Treffpunkt, als Ort spontaner Kontakte, als Raum für Veranstaltungen (von Kundgebungen bis hin zum Straßentheater) und zufälligen Erlebens«<sup>23</sup> seit den 1970er-Jahren zunehmend an Bedeutung gewonnen und stellte noch

19 Zu erwähnen ist hier natürlich das kulturtheoretische Konzept des männlichen Flaneurs in den Pariser Passagen. Vgl. dazu die Vielzahl an Arbeiten zu Walter Benjamins Passagenwerk sowie die Arbeit von Harald Neumeyer: *Flaneur. Konzeption der Moderne*. Würzburg 1999.

20 Das Schlagwort »Konsumopolis« stammt von Paulhans Peters, der die Fußgängerzone als »Konsumhilfe« und als »urbane Kulisse zum ›schönen Einkaufen‹« kritisiert. Vgl. ders.: *Stadt für Menschen. Ein Plädoyer für das Leben in der Stadt*. München 1973, S. 64–68.

21 Vgl. dazu Logemann (wie Anm. 3); aus stadtplanerischer Perspektive vgl. dazu Bernhard Neuhoff: *Die Fußgängerzone. Ihre Entstehung und ihr Einfluß auf die Stadtentwicklung*. Diss. Kassel 1991.

22 Vgl. dazu u.a. Dieter Boeminghaus: *Anmerkungen zur Gestaltung von Fußgängerzonen*. In: *architektur wettbewerb*. Internationale Vierteljahreszeitschrift 95, 1978, S. 3–12, hier S. 10–12.

23 Aloys Machtemes u.a.: *Raum für Fußgänger. Wege durch die Stadt (=Schriftenreihe Landes- und Stadtentwicklungsforschung des Landes Nordrhein-Westfalen, 2.023/I)*. Düsseldorf 1979, S. 104 f.

1979 »eine Neuformulierung des Städtischen schlechthin«<sup>24</sup> dar. Was hier also fehlt, ist ein systematischer, historisch verorteter Zugriff der Kulturwissenschaft, der Nutzungsstrategien und die Frage nach Konzepten von Urbanität an die Erfahrung der Fußläufigkeit sowie an die konkrete Materialität und die Wahrnehmung der Ausgestaltung dieser (innen-)städtischen Räume zurückbindet.<sup>25</sup>

Ich möchte im Folgenden zunächst die Geschichte und Herkunft des Landauer Pflasters rekonstruieren, um dann Perspektiven und Fragen zu entwickeln, die in einem größeren Forschungsprojekt zusammengefügt werden sollen. Aus methodischer Perspektive erlaubt dabei gerade die Situation des Konflikts den notwendigen verfremdenden Zugang für eine Ethnografie, um die Auseinandersetzung der handelnden Akteure mit der gebauten Umwelt, die unausgesprochenen leiblichen Wahrnehmungen und Deutungen von Inszenierungen sichtbar werden zu lassen.<sup>26</sup> Der zeitliche Verlauf des Konflikts verweist dabei u.a. auch auf die Umdeutungsprozesse im Umgang mit der Materialität der Oberfläche ›Natursteinpflaster‹ als ästhetisches Element in der Stadt und deren kontextabhängige ökonomische und soziale Qualität.<sup>27</sup> In ethnografischer Perspektive wird zum Schluss noch ein Blick auf das Forschungsfeld geworfen, das in Form von Pflastergeschichten eine Vielzahl von Oberflächennarrativen in der Stadt hervorgebracht hat, an die im weiteren Forschungsprozess anzuknüpfen sein wird.

24 Vgl. Uhlig (wie Anm. 18), S. 39.

25 Zum Thema der Fußläufigkeit vgl. Wolfgang Wehap: Gehkultur. Mobilität und Fortschritt seit der Industrialisierung aus fußläufiger Sicht (=Grazer Beiträge zur Europäischen Ethnologie, 7). Frankfurt a.M. 1997.

26 Einen ähnlichen Ansatz, allerdings jenseits von Konflikten, verfolgt Lars Frers, indem er über den Begriff der Einhüllung nach dem Körpergefühl in sozial-räumlich-materiellen Konstellationen fragt. Ders.: Perception, Aesthetics, and Envelopment – Encountering Space and Materiality. In: Ders., Lars Meier (Hg.): Encountering Urban Places. Visual and Material Performances of the City. Aldershot 2007, S. 25–45.

27 Vgl. dazu v.a. die Überlegungen der Kunsthistorikerin Monika Wagner. Sie belegt am Beispiel städtischer Toilettenanlagen, die mit »poliertem Granitfurnier«, Marmoroberflächen und Edelstahlarmaturen ausgestattet wurden, die These, dass mit der Umgestaltung der Innenstadtbereiche oft eine Veränderung der Materialien und damit auch der Oberflächen einhergehe. Diese zeigen eben »die soziale Höhenlage eines Ortes an«. Dies.: Materialien als soziale Oberflächen. In: Dies.: Dietmar Rübel (Hg.): Material in Kunst und Alltag. Berlin 2002, S. 101–118, hier S. 104.

### Methodisches: Raumkonflikte als Medium der Kulturanalyse

Eine körperlich vermittelte Raumwahrnehmung und das leiblich gefühlte »im Raum sein«<sup>28</sup> ethnografisch zu erfassen, erweist sich in vielen phänomenologisch ausgerichteten Studien als zentrales methodisches Problem, das nur allzu häufig über autoethnografische Zugänge gelöst wird.<sup>29</sup> Es bieten sich aber auch andere Möglichkeiten an. So entbehren historische wie auch aktuelle Konfliktsituationen zwar ebenfalls der Systematik, sie eignen sich aber als Sonde und quasi explorativer Zugang zur Untersuchung von kulturellen Phänomenen und Handlungsfeldern.<sup>30</sup> Unter methodischen Gesichtspunkten stellen Konflikte ein produktives Medium der Kulturanalyse dar, da sie das scheinbar Selbstverständliche fremd und zugleich sichtbar machen, da sie die Aufmerksamkeit sowohl der Forscherin als auch der jeweils beteiligten AkteurInnen auf Brüche im Alltag lenken und diese, also die konkret Beteiligten, dazu herausfordern, zu agieren und die Probleme und das eigene Selbstverständnis, die ansonsten stumm bleibenden Ansprüche, Erfahrungen und Deutungen im Umgang mit den Dingen nunmehr konkret zu formulieren. Neben dem Aspekt der politischen (Streit-)Kultur und der Frage, wie und in welchen Formen Konflikte zwischen AkteurInnen ausgetragen werden – Konflikt hier also verstanden als eine produktive Form der kulturellen Praxis – geht es mir darum, was diese Konflikte über das Selbstverständnis der Akteure wie auch über den Gegenstand selbst aussagen sowie z. B. über den Bezug der BewohnerInnen zu ihrem gebauten städtischen Umfeld. Solche Konflikte über die Zugänglichkeit von Räumen können – mehr

28 Vgl. dazu Selle (wie Anm. 2).

29 Vgl. dazu Hiebsch u.a. (wie Anm. 13); Hasse 2002 (wie Anm. 13); Funke-Wiencke (wie Anm. 13). Auch Selle geht von eigenen Wahrnehmungserfahrungen sowie Kindheitserinnerungen aus, vgl. Selle (wie Anm. 2).

30 Vgl. dazu auch den Band von Helmuth Berking (Hg.): *Negotiating Urban Conflicts. Interaction, Space and Control*. Bielefeld 2006; Auch Setha Low bezieht sich in ihrer Analyse der Verräumlichung von Kultur auf Konflikte über die materielle Gestaltung von Räumen (Holz vs. Beton). Der Konflikt über die architektonische Gestaltung eines Kiosks »reveals a struggle over the social construction of the meaning and appropriate use of public space.« Dies.: *Spatializing Culture. The Social Production and Social Construction of Public Space in Costa Rica*. In: Dies. (Hg.): *Theorizing the City. The New Urban Anthropology Reader*. New Brunswick u.a. 1999, S. 111–137, hier. S. 122.

noch als jedes politische Statement – von daher im Kern auch begriffen werden als Teil von höchst differenten Verortungs- und Lokalisierungsstrategien, in denen es um das Verhältnis, um die Verbindung zwischen Menschen und Dingen geht, und dieser Ansatz erweist sich am Beispiel der Konflikte um die gepflasterte Bodenoberfläche als sehr produktiv. Das städtische Pflaster bekommt damit den Charakter eines Dispositivs, das in historischer Perspektive ein Netz an Geschichten, sozialen Beziehungen und konkreten Handlungen sowie auch an Deutungen des Urbanen erzwingt und dabei im Sinne Bruno Latours ein flexibles Bindeglied zwischen ganz verschiedenen AkteurInnen bildet, die den Raum sowohl erfahren als auch deuten und konstruieren: PolitikerInnen, BehördenvertreterInnen, StadtplanerInnen, Bauamt, ArchitektInnen, StadtbewohnerInnen, BesucherInnen und TouristInnen. Erst auf diesem Weg lässt sich das Pflaster selbst in seiner Rolle als nichtmenschlicher Akteur in die Analyse von Konflikten und die gemeinsame Produktion von Wirklichkeit mit einbeziehen.

Die Frage stellt sich also, woran sich die konkreten Konflikte entzünden, und wie von Seiten der Akteure in diesem Rahmen die Organisation von Raum wahrgenommen wird: Wie wird Raum bzw. die Qualität von Raum über die Wahrnehmung und Deutung von Oberflächen verhandelt? Welche Erwartungen an den umbauten Raum werden über diese konkreten Konflikte formuliert?

### Zugänge zum Forschungsfeld

Ich habe in den Jahren zwischen 2001 und 2009 in der Universitätsstadt Landau gelebt. Dabei hatte mich schon länger die Frage beschäftigt, was es mit dem Streit um das grobe, mittelalterlich anmutende Kopfsteinpflaster aus dunkelgrauem Granit auf sich hat, das dort große Teile des städtischen Bodens in der historischen Altstadt bedeckt, insgesamt rund 700 qm Fläche auf dem Rathausplatz und in den angrenzenden Gassen der Fußgängerzone. Denn auf den ersten Blick scheinen die buckelig-runden, dem Anschein nach durch Jahrhunderte langen Gebrauch auf der Oberfläche glatt geschliffenen Pflastersteine sowohl atmosphärisch als auch optisch-ästhetisch sehr gut zu den Fassaden und den verbauten Materialien in der Innenstadt zu passen. Das Natursteinpflaster unterstreicht und rahmt dabei zugleich das touristische Gepräge der Altstadt. So wird den als »alt« deklarierten

Steinen die Funktion als passender, weil eben historisch anmutender Resonanzboden für die Inszenierung einer Vielzahl von traditionsbehafteten Veranstaltungen zugeschrieben. Der gepflasterte Boden erweist sich damit als geeignete kulturelle Bühne<sup>31</sup> für den lokalen Blumen- und Wochenmarkt, der an zwei Tagen in der Woche stattfindet, für überregionale Großveranstaltungen wie z.B. den französischen Bauernmarkt oder das »Fest des Federweißen« im Herbst. Darüber hinaus profitiert davon ein spezifisches Landauer Event, das nur an den Sommerwochenenden stattfindet und mit dem Geschichte für das touristische Publikum im Sinne des Wortes erfahrbar gemacht wird: Die Fahrt mit dem historischen Landauer, einer viersitzigen offenen Kutsche, entfaltet auf dem Kopfsteinpflaster eine scheinbar historisch-authentische Wirkung, denn der Sound der klappernden Pferdehufe und der eisenbeschlagenen Räder kommt auf dem groben Kopfsteinpflaster sehr viel besser zur Geltung als auf dem geräuscharmen asphaltierten Straßenbelag. Die Fußgängerzone wird so zu einem urbanen Möglichkeitsraum, bei dem man mit Regina Bormann davon ausgehen kann, dass hier »ein kollektiver Selbstvergewisserungs-, ein Aushandlungsprozess von Werten, Zielsetzungen und ästhetischen und normativen Vorstellungen stattfindet.«<sup>32</sup> Auch die Außenbestuhlung der Cafés und eine Vielzahl von organisierten Freiluftveranstaltungen bauen auf der Anmutung des Pflasters und einer dingbezogenen, ästhetisch gerichteten Atmosphäre auf, die nicht konkret greifbar wird, sondern sich mit Jürgen Hasse gesprochen »als immaterielles ganzheitliches Amalgam gleichsam »zwischen« oder »über« der Ordnung der Dinge« konstituiert.<sup>33</sup>

Schon bei einem ersten Besuch in Landau im Jahr 2001 hatte man mich gezielt auf die Besonderheiten dieses so genannten »Rotterdammer Pflasters« in der Altstadt rund um den historischen Marktplatz

31 Hiebsch u.a. verwenden die Goffmansche Bühnenmetapher explizit nur für die »urbanen »catwalks« der Metropolen und grenzen diese gegenüber der Bewegung in alltäglichen Räumen ab. Dabei erscheint der Ansatz für die sozialen Repräsentationen in Mittelstädten ebenso passend zu sein. Vgl. Hiebsch u.a. (wie Anm. 13), S. 31.

32 Vgl. dazu Regina Bormann: Urbane Erlebnisräume als Zonen des Liminoiden. In: Regina Bittner (Hg.): Die Stadt als Event. Zur Konstruktion urbaner Erlebnisräume. Frankfurt a.M., New York 2001, S. 98–107, hier S. 103.

33 Hasse (wie Anm. 5), S. 111.

aufmerksam gemacht, der als ›Paradeplatz‹ bis in die Zeit des Nationalsozialismus hinein immer auch Schauplatz von (militärischen) Aufmärschen gewesen war. Wie die Recherchen im Stadtarchiv ergaben, war das von mir als ›alt‹ und als ›Originalbestand‹ identifizierte Pflaster allerdings erst in den 1980er-Jahren im Zuge der mit knapp neun Millionen Mark an öffentlichen Geldern geförderten Baumaßnahmen zur Sanierung, Neugestaltung und kulturellen Aufrüstung der Innenstadt angeschafft und verlegt worden. Dass es dabei nicht um die historische Rekonstruktion eines ursprünglichen Zustands dieses Platzes ging, zeigen ältere Darstellungen aus dem Jahr 1855 sowie Fotografien aus den 1920er-Jahren. Eine erste systematische Pflasterung und damit die gezielte symbolische Aufwertung des neu gestalteten Rathausplatzes war erst Mitte der 1960er-Jahre in Angriff genommen worden, zu einer Zeit, als der Platz in der Mitte der Stadt noch zu großen Teilen als Parkplatz genutzt wurde.<sup>34</sup> In den Jahrzehnten bzw. auch im Jahrhundert zuvor wies der Platz keinerlei großflächige Pflasterung auf. Bis auf die diagonal auf das mittig platzierte Reiterstandbild des bayerischen Prinzregenten Luitpold und den Brunnen zulaufenden Wege hatte der Boden des Platzes aus einfachem Grand<sup>35</sup> bestanden.

Die ersten Überlegungen zur Umgestaltung in eine fußgängerfreundliche und damit »bürgerliche und menschlichere« Stadt Landau datieren aus den 1970er-Jahren. Nach »Laborversuchen«<sup>36</sup> und der Sperrung von Fahrverkehrsstraßen für die ausschließliche Nutzung durch Fußgänger an verkaufsoffenen Samstagen und im Ostergeschäft in den Jahren 1971 und 1972 wurde Bilanz gezogen: Der »Bummel ohne Lärm und Abgase« sei bei der Bevölkerung auf positive Resonanz gestoßen und führte zu Überlegungen, »Bordsteine zu entfernen und den Straßenraum zu möblieren [sic], indem man einen dekorativen Bo-

34 Die Einweihung des neu gestalteten Rathausplatzes, auf dem Tausende von »Metaphir-Kleinpflastersteinen« im Format 7×9 Zentimeter in gelbbraunem Rheinsand verarbeitet worden waren, fand im Oktober 1962 zusammen mit der Ingangsetzung des neuen Brunnens statt. Vgl. Pfälzer Tageblatt, 11.10.1962.

35 Grand ist die einfachste und kostengünstigste Form eines künstlich angelegten Bodenbelags aus grobkörnigem, wasserungebundenem Sand, der für die Durchlässigkeit des Bodens sorgt und das Abfließen bzw. Versickern von Regenwasser ermöglicht. Vgl. dazu auch Jürgen Pietsch, Heino Kamieth (Hg.): Stadtböden. Entwicklungen, Belastungen, Bewertung und Planung. Tausenstein 1991.

36 Vgl. den Bericht in: Die Rheinpfalz, 15.7.1972.

37 Fußgängerzonen »verbessern« Innenstädte. In: Die Rheinpfalz, 28.6.1972.

denbelag aufbringt, Vitrinen und Pflanzen aufstellt.«<sup>37</sup> Vor allem eine Neugestaltung der Oberfläche, also die Auflösung des bisherigen Straßenprofils von Fahrbahn und Bürgersteig und die Aufpflasterung des Bodens, sollten eben aus einer nur »gesperrten Straße« nun den komplexeren Erlebnisbereich Fußgängerzone machen. Damit erst könne »ein wirkliches Kommunikationszentrum, auf deutsch eine Stätte zu Bummel und Gespräch«<sup>38</sup> und eine »Begegnungsstätte für den Bürger«<sup>39</sup> entstehen: »Draußen wird es heißen: Landau bietet etwas, da ist etwas los, das muß man gesehen haben.«<sup>40</sup>

Mitte der 1980er-Jahre veranstaltete die Stadt Landau einen Ideenwettbewerb zur Gestaltung des zentralen Platzes und zugleich zur Verbesserung von »Attraktivität und Lebensqualität der Stadt«<sup>41</sup>. Hier kam der Trierer Architekt Hellmut Schmidt als auswärtiger Experte zum Zuge, der im weiteren Verlauf die Stadt bei der Auswahl der Materialien und den Verlegungsarbeiten beraten sollte.<sup>42</sup> Nach Absprache mit dem Bund für Umwelt und Naturschutz habe der Experte festgestellt, so die Darstellung in der Lokalzeitung, dass einzig und allein Natursteinpflaster optisch passend und auch von der Wertigkeit des Materials dem architektonischen Ensemble der Bauten und Fassaden rund um den Rathausplatz angemessen sei. Einfacheres Material wie z.B. technisch produzierter Kunststein aus Waschbeton wie in anderen Städten sollte nicht verbaut werden, denn das käme einer Entwertung der Stadt gleich.<sup>43</sup> Sowohl das Alter der Steine und ihre Dauerhaftigkeit als auch ihre Farbe spielten in der Argumentation eine zentrale Rolle, denn laut Schmidt sei »der Farbton der Rotterdamer Steine [...] für Landau ein ›schlichtes Muß‹«<sup>44</sup>. Die Rede war hier von »vorgegebenen althergebrachten Farbskalen«, denen die Steine angepasst sein müssten. Darüber hinaus seien gebrauchte Steine glatter und hätten

38 Ein Ratsbeschluss mit Signalwirkung. In: Die Rheinpfalz, 12.4.1975.

39 Mit Vorsicht an erweiterte Fußgängerzone. In: Die Rheinpfalz, 9.7.1977.

40 Fußgängerzone Marktstraße: zahlreiche Vorteile. In: Die Rheinpfalz, 1.7.1986. Zitiert wird hier Gerhard Schumacher als Pressesprecher einer lokalen Organisation von Landauer Geschäftsleuten, die sich für die Einrichtung einer Fußgängerzone stark gemacht hatten.

41 Stadtrat erwartet von Fußgängerzone Marktstraße neue Impulse für Landau. In: Die Rheinpfalz, 28.2.1985.

42 Stadt rückt vom Projekt Fußgängerzone nicht ab. In: Die Rheinpfalz, 8.7.1986.

43 Pflaster aus Rotterdam »Glücksfall für Landau«. In: Die Rheinpfalz, 4.11.1987.

44 Weder überteuert noch gar unzweckmäßig. In: Die Rheinpfalz, 25.11.1987.

damit eine andere Anmutung. Neues Pflaster aus rohem Granit anzuschaffen sei zudem wenig ratsam, da es aufgrund des fehlenden Abriebs nie die gleiche Aura wie alte Steine bekommen könne.

### Ausgrenzungsprozesse und Widerständigkeiten

Die Umsetzung dieser Überlegungen geschah allerdings weitestgehend ohne Rücksicht auf den Widerspruch aus der Landauer Bevölkerung, die das Pflaster von Anfang an als unsichtbare, aber wirkmächtige Barriere interpretierte, die die vorgesehene fußläufige Nutzung der Innenstadt behindern würde. Die Entscheidung für das grobe Naturpflaster wurde von verschiedenen Bevölkerungsgruppen als eine Form der Ausgrenzung verstanden, die weit über das Symbolische hinausging. Neben Menschen mit Gehbehinderungen, älteren BürgerInnen und Eltern mit Kinderwägen klagte vor allem die Gruppe der RollstuhlfahrerInnen, dass der neue Boden für sie eine konkrete körperliche Beeinträchtigung bedeutete, die sie ihrer eigenen Stadt entfremdete. Eine »Teilnahme am öffentlichen Leben« sei für sie unter diesen Bedingungen kaum mehr möglich, denn die holperige Oberfläche löse beim Fahren starke körperliche Verkrampfungen aus, selbst »schrittweises Spazierenfahren auf diesem Pflaster« sei nicht möglich.<sup>45</sup>

Schon bei den ersten Probeverlegungen und Begehungen 1987 hatte sich herausgestellt, dass die klobigen Pflastersteine für die Ausstattung einer Fußgängerzone eigentlich ungeeignet waren. Daran änderte auch der Bericht des Bürgermeisters nichts, der bei einem Besuch in der 30 Kilometer entfernten kurpfälzischen Stadt Speyer eine Blitzumfrage in der Bevölkerung gestartet hatte, wie man dort wohl mit dem gleichen Pflaster zurechtkomme. Er habe, so berichtete Werner Scharhag im Stadtrat, von den dort Befragten »keine einzige negative Antwort« bekommen und befürwortete von daher das Projekt.<sup>46</sup> Als ein weiteres Problem kam dann allerdings die breite und unvollständige Verfüguung der Pflastersteine mit einem Epoxidharz hinzu, das beim Aushärten brüchig wurde und nach den Markttagen von den mechanisch arbeitenden Kehrmaschinen aus den Fugen gerissen wurde. Aus der Kom-

45 Pflaster wenig behindertenfreundlich. In: Die Rheinpfalz, 21.9.1988.

46 Pflaster aus Rotterdam »Glücksfall für Landau«. In: Die Rheinpfalz, 4.11.1987.

bination dieser beiden (Fehl-)Entscheidungen – sowohl zur Auswahl der Steine als auch zur Art der Verlegung – war nun eine entsprechend grobe, buckelige Oberfläche mit tiefen Fugen entstanden, die eine fußläufige Nutzung der Innenstadt sehr erschwerte. Der Experte Schmidt widersprach diesen Erfahrungsberichten der BürgerInnen zwar öffentlich und mahnte zugleich Geduld an für die ersten »Gehversuche« mit dem Pflaster. Auch begründete er seinen »experimentellen Umgang« mit den Steinen mit der notwendigen Annäherung an das Material und seine technischen Bedingungen, die man zuerst einmal habe »kennenlernen müssen«. <sup>47</sup>

Doch allen Beteuerungen zum Trotz, dass sich die Situation im Zuge der weiteren Baumaßnahmen bessern würde, blieb der neue Stadtboden störrisch. Er galt bald allgemein als unbegehrbar und wurde durchweg als menschenunfreundlicher »Rüttelparcours« <sup>48</sup> gescholten, der die Stadt ins Mittelalter zurückversetzte und auch die Außenwahrnehmung der Stadt beeinträchtigte. So wurden Befürchtungen laut, dass Landau in den Ruf käme, die Stadt mit der schlechtesten Fußgängerzone Deutschlands zu sein, und zukünftig zum Negativ-Beispiel für Stadtplaner werden könnte. <sup>49</sup> Satirisch gemeinte Kommentare und Leserbriefe in der Lokalzeitung rieten, die Innenstadt nur mit »Genagelten«, also mit Bergschuhen zu betreten <sup>50</sup>, da sowohl hochhackiges als auch flaches Schuhwerk zu Unfällen und schmerzenden Füßen führe. Schnell wurde der Ruf laut nach einem »menschenfreundlichen Straßenbelag« <sup>51</sup>, der nicht nur optische Bedürfnisse befriedigen, sondern vor allem auch den BürgerInnen ein sicheres Gehen in der Stadt gewährleisten sollte.

Der Widerstand formierte sich: Während die einen in Leserbriefen laute Klage über die Steine führten und einfach nur darauf beharrten, dass sie den Besuch der Landauer Fußgängerzone fortan vermeiden würden, traten andere BürgerInnen gemeinsam öffentlich als Gruppe

47 Stadt »arbeitet nach«. In: Die Rheinpfalz, 5.7.1988.

48 SPD-Fraktion zur Mitarbeit am Runden Tisch bereit. In: Die Rheinpfalz, 21.7.1988.

49 Leserbrief R. Fitz: Teurer Schildbürgerstreich. In: Die Rheinpfalz, 30.6.1988.

50 Leserbrief M. Tomberger: Trittsicherheit erforderlich. In: Die Rheinpfalz, 27.6.1988.

51 Leserbrief W. Schreiber: Ästhetik vor Bequemlichkeit? In: Die Rheinpfalz, 28.10.1987.

der »Pflastergeschädigten« auf und berichteten sehr konkret über Stürze, gebrochene Zehen und andere Verletzungen. Eine junge Mutter führte die ärztlicherseits bestätigte Klage an, dass ihr Kind immer wieder erbrechen müsse, wenn es im Kinderwagen über das holperige Landauer Pflaster geschoben werde.<sup>52</sup> Rollstuhlfahrer schilderten immer wieder detailliert ihre körperlichen Qualen. Ein Vater berichtete, dass er seinen Sohn im Kinderwagen anschnallen müsse, damit er nicht herausfalle.<sup>53</sup> Und so dokumentierte die Landauer Lokalzeitung »Die Rheinpfalz« ab 1988 unzählige Protestaktionen, Mahnwachen, Leserbriefaktionen und Unterschriftensammlungen gegen das Rotterdamer Pflaster, initiiert und vor allem inszeniert vom Club der Behinderten und ihrer Freunde (cbf), der lokalen Interessenvertretung von Menschen mit Behinderungen in der 40.000 EinwohnerInnen zählenden Stadt. Dessen letzte größere überregionale Aktion datiert aktuell aus dem Jahr 2011, als ein Fernsehteam des Südwestrundfunks eingeladen wurde, um im Rahmen eines Selbstversuchs mit Rollstuhl das ruppige Landauer Pflaster auch direkt körperlich zu erfahren.<sup>54</sup> Ein Blick in die Quellen zeigt, dass es sich hier um einen ritualisierten Vorgang handelte: Auf Dringen des cbf musste jeder Politiker und jede Politikerin der Stadt mindestens ein Mal diese Prüfung ablegen, um zu bestätigen, dass das Pflaster wirklich »eine Katastrophe« für Landau sei.<sup>55</sup>

52 »Dieses krumme und unmögliche Pflaster«. In: Die Rheinpfalz, 23.11.1996.

53 Rheinpfalz-Leser diskutieren: Rotterdamer Pflaster. In: Die Rheinpfalz, 18.1.1996.

54 Vgl. dazu den Bericht »Mit dem SWR unterwegs in Landau«, Clubzeitung des cbf 1, 2012, S. 8.

55 Vgl. dazu auch die häufig vom cbf eingeklagten Selbstversuche der lokalen Redakteure der »Rheinpfalz« sowie vor allem der Lokalpolitiker, u.a. Kerstin Witte-Petit: Vor dem Rathaus wird der Rollstuhl bockig. In: Die Rheinpfalz, 17.11.1995. Auch an anderen Orten wird der systematische Probelauf mit Rollstuhl und Rollator gezielt als Beweis eingesetzt, um die mögliche Unbegeh- bzw. Unbefahrbarkeit von Pflaster zu dokumentieren. Vgl. dazu das Beispiel Norderstedt: Stadt will Stolperfallen am Rathausmarkt beseitigen. In: Hamburger Abendblatt, 23.11.2012.

### Vom »Glücksfall« zur »klaffenden Wunde«<sup>56</sup>: Umdeutungen

Die Geschichte der Steine selbst schien am einfachsten zu recherchieren, denn zu Beginn der Planungen war dieses neue alte Pflaster im städtischen Diskurs noch durchweg positiv besetzt und wurde daher im öffentlichen Gespräch als ein absoluter »Glücksfall« für die anstehende Um- und Neugestaltung der Stadt deklariert.<sup>57</sup> In der Konkurrenz zu den umliegenden Städten und Gemeinden und im scharfen Wettbewerb um Kaufkraft und Besucherzahlen erschien die systematische Umwidmung und Umgestaltung der Innenstadt zu einer Fußgängerzone in den 1970er-Jahren das probate Mittel gegen die drohende Verödung der Innenstadt als eine einzige große Autoabstellfläche zu sein. Nach ersten »Laborversuchen« mit zwei kleinen autofreien Fußgängerstraßen in Randlage entschied man Mitte der 1980er-Jahre, die gesamte Landauer Innenstadt vom Autoverkehr zu befreien. Mit Hilfe des Rotterdamer Pflasters sollte daraus ein prestigeträchtiges »Jahrhundertwerk«<sup>58</sup> entstehen und der Stadt ein freundliches Gesicht geben, das BesucherInnen anziehen und für die BewohnerInnen die Idee von der »Wohlfühlstadt«<sup>59</sup> Landau umsetzen sollte: Die Planer versprachen ein neues urbanes Lebensgefühl, das an ideale Vorstellungen vom öffentlichen Leben unter freiem Himmel in südlichen Ländern anknüpfte. Man sei zwar nicht in Barcelona oder Rom, aber auch hier könnten sich »Aktivitäten entfalten, die nicht vorprogrammiert sind, die sich einfach ergeben, weil fröhliche aufgeschlossene Menschen zusammenkommen.«<sup>60</sup>

56 Kommentar Kerstin Witte-Petit: Klaffende Wunde. In: Die Rheinpfalz, 11.1.2001.

57 Die Deutungshoheit des Trierer Architekten Professor Hellmut Schmidt über diese Zuschreibung als »Glücksfall« wurde auch von Seiten der lokalen Medienvertreter anfangs breit bestätigt. Nicht nur die Steine, sondern auch das Engagement des Professors seien ein »Glücksfall« für Landau, weil ihm die Gestaltung der Fußgängerzone so am Herzen liege. Vgl. dazu: Pflaster aus Rotterdam »Glücksfall für Landau«. In: Die Rheinpfalz, 4.11.1987.

58 Pflasterimport aus Rotterdam für die Marktstraße. In: Die Rheinpfalz, 25.6.1987.

59 Fußgängerzone ein Beitrag zur Sanierung der Innenstadt. In: Die Rheinpfalz, 10.4.1992.

60 Kommentar Günter Werner: Rathausplatz: Ein Schmuckstück. In: Die Rheinpfalz, 27.6.1989.

Die Geschichte dieser Steine wurde anfangs in jedem Zeitungsartikel neu aufgerollt. Dabei wurde immer wieder betont, dass es sich hier um ein absolutes Schnäppchen gehandelt habe. Die gebrauchten Steine, so berichtete die Lokalzeitung, seien ehemals Bestandteil des alten Pflasters im Rotterdamer Hafen gewesen – die Steine wurden in diesem Zusammenhang auf holländisch als »Kinderhoofdjes«, also Kindsköpfe bezeichnet – und so schien man in Landau von den Gentrifizierungsprozessen in der niederländischen Stadt an der Maas zu profitieren:<sup>61</sup> Im Zuge der Neugestaltung des Hafens seien diese Steine günstig auf den Markt gekommen und durch Vermittlung des Experten von der Stadt Landau angekauft worden. 4.000 Tonnen Material sollten in Landau verbaut werden. Im Zuge der Baugeschichte und der negativen Erfahrungen änderten sich dann jedoch die Deutungen des Materials, das immer stärker eine negative Konnotation bekam. Aus dem euphorisch begrüßten »Jahrhundertwerk« wurde dann der »Rotterdamer Rütteldamm«<sup>62</sup>, der die Idee des genießerischen Stadtbummels und Flanierens in der Innenstadt ad absurdum geführt hatte. Die körperliche Bewegung, das Gehen in der Stadt, so die Kritik, sei eben nicht mehr frei und entspannt. Im Gegenteil: Statt wie versprochen lässig durch die Stadt zu schlendern, zwingt das Pflaster den Fußgänger quasi permanent dazu, den Blick ängstlich zu Boden zu richten und sorgsam seine Schritte zu setzen, um nicht umzuknicken oder – vor allem bei Nässe und im Winter – auf den glatten Steinen auszurutschen. Das Gehen auf den Steinen sei »ein Angriff auf jeden Körpermuskel« und komme »der Vorstufe zu einer Gehirnerschütterung gleich«, man könne keinen klaren Gedanken fassen.<sup>63</sup> Das lockere Gespräch im Vorbeigehen und die offene Begegnung mit den Mitmenschen, die von den Kritikern als zentrale Praktiken eines urbanen Le-

61 Vgl. dazu auch die Darstellung der Rotterdamer Stadtplanung in: Heinz Liesbrock (Hg.): Die neue Stadt. Rotterdam im 20. Jahrhundert. Utopie und Realität. Münster 1993. Die 1953 eingeweihte Lijnbaan in Rotterdam wird in der Geschichte der Stadtplanung meist als erste Fußgängerzone in Europa genannt. Vgl. dazu die Selbstdarstellung auf der deutschsprachigen homepage der Stadt <http://de.rotterdam.info/besucher/ortlichkeiten/shopping/5092/lijnbaan/> (Zugriff: 1.3.2013).

62 Leserbrief R. Fitz: Teurer Schildbürgerstreich. In: Die Rheinpfalz, 1.7.1988.

63 »Angriff auf jeden Muskel«. In: Die Rheinpfalz, 9.7.1993.

bensgefühls bewertet wurden, kämen so zum Erliegen, da man völlig mit der körperlichen Bewältigung des Pflasters beschäftigt sei.<sup>64</sup>

Die Klagen verschärften sich in den 1990er-Jahren, bis dann der cbf 1996 seine erste große Unterschriftenaktion für eine Überarbeitung des Pflasters startete. Es entstand die Idee, entlang der Schaufensterfassaden je rechts und links 1,5 Meter breite Gehwegplatten aus Granit, quasi schneisenartige Laufstrecken ins Pflaster zu legen, die die als »urban« geltende Praxis des Flanierens erleichtern sollten und damit zu einer völlig neuen Kartierung der Landauer Innenstadt führten.<sup>65</sup> Innerhalb einiger Wochen kamen über 10.000, bei einer zweiten Aktion dann noch einmal 20.000 Unterschriften zusammen, und über die Jahre investierte die Stadt mehrere 100.000 Euro in die Überarbeitung der Fußgängerzone. Im Jahr 2012 schließlich wurden die letzten Platten verlegt, woraufhin nun in der Lokalzeitung die »herrliche Oberfläche« der Innenstadt gewürdigt wurde.<sup>66</sup>

#### Ethnografische Perspektiven auf urbane Oberflächen

Was nun hat dieser Blick auf das Landauer Pflaster zutage gebracht, das über eine autoethnografische Erkundung der fühlbaren und gefühlten urbanen Oberfläche hinausginge? Wie könnten weitere Fragen und Arbeitsschritte aussehen, die die konfliktaffine Forscherin als wahrnehmende und selbst am Pflaster leidende Beobachterin in diesen Erkundungsprozess miteinbeziehen, zugleich aber die Vielfalt der AkteurInnen und ihre unterschiedlichen Erfahrungsperspektiven und Erwartungshaltungen im Umgang mit den Dingen und ihrer je eigenen Anmutung ernst nehmen? Denn schon nach den ersten Recherchen im Stadt- und Zeitungsarchiv zeigte sich, dass eine historische Rekonstruktion der Vorgänge über das hier gelagerte Archivmaterial allein wohl nicht ausreichen würde, um diesem Pflasterstreit gerecht

64 Leserbrief R. Fitz: Teurer Schildbürgerstreich. In: Die Rheinpfalz, 1.7.1988.

65 Ähnliche Überarbeitungsstrategien für das unzugängliche Pflaster hatte man in der Mainzer Fußgängerzone entwickelt. Die hier verlegten Gehwegplatten hießen im Volksmund »Rentnerstrich«, da sie vorwiegend von älteren Menschen zum Gehen bevorzugt würden. Leserbrief W. Schreiber: Ästhetik vor Bequemlichkeit? In: Die Rheinpfalz, 28.10.1987.

66 »Herrliche Oberfläche« wächst und wächst. In: Die Rheinpfalz, 24.11.2012.

zu werden. Mein erster Besuch im Stadtarchiv rief die typischen Reaktionen hervor, die ein solcher Gang ins Feld häufig mit sich bringt: So wurde ich von einem der Archivmitarbeiter sogleich gefragt, ob ich denn wohl als Kontrolleurin unterwegs sei und diesen ganzen Vorgang noch einmal überprüfen und aufrollen wolle. Eine Archivbesucherin erzählte mir dagegen sofort Geschichten, die sich um ein neues Stück Fußgängerzone und die hier ebenfalls als missglückt beurteilte Bürgerbeteiligung rankten: In der Verbindung zwischen Bahnhof und Innenstadt werde seit 2010 das Großprojekt »Ostbahn-Boulevard« umgesetzt, auch hier geht es um die optische und bauliche Aufwertung einer eher unattraktiven und etwas heruntergekommenen Kaufstraße, die durch eine entsprechend auffällige Pflasterung als verkehrsberuhigt und geeignet fürs Flanieren gekennzeichnet werden sollte. Erneut schob sich das Thema der städtischen Oberflächen ins Bild. Und erneut ging es um Konflikte: Denn die hier verbauten sandsteinumkleideten Betonplatten waren ebenfalls aufgrund ihrer Oberfläche in die Kritik geraten, auch hier standen die Ansprüche an die Optik auf Seiten der städtischen Experten und die sicherheitstechnischen Anforderungen an den geeigneten Bodenbelag auf Seiten der BürgerInnen in diametralem Gegensatz zueinander. Der erste Regen ließ diese Platten so stark glänzen, dass sie »lebensgefährlich, weil glatt und rutschig« aussahen: »Alleine die spiegelnde Oberfläche suggeriere eine nicht vorhandene Gefahr.«<sup>67</sup> Auch ohne konkreten Nachweis – bei der Polizei, so hieß es, seien keine Unfallmeldungen eingetroffen – kursierten sehr schnell Geschichten, dass Menschen auf dem glatten Pflaster ausgerutscht und schwer gestürzt seien.<sup>68</sup> Erste Vorschläge wurden bereits laut, wie man dieses teure neue Plattenmaterial nun mit dem Sandstrahler nachbearbeiten und auch in diesem Teil der Stadt das Bedürfnis der BürgerInnen nach einer sicher begehbaren Bodenoberfläche befriedigen könnte.

Im Zuge dieser Begegnungen tauchten dann aber noch ganz andere Geschichten auf, die so nicht in der Zeitung standen und denen noch nachgegangen werden muss. Das Aktenmaterial dazu, das Aufklärung bringen könnte, liegt allerdings nicht im Stadtarchiv, sondern in Form einer Alt-Registatur direkt bei der Behörde, was bedeutet, dass ganz eigene Annäherungsstrategien an die dortigen Experten gesucht wer-

67 Glatte Platten. In: Die Rheinpfalz, 9.2.2011.

68 Ebd.

den müssen. Bei meinem ersten Besuch im Bauamt jedenfalls wurde mir auf meine knappe Erklärung, dass ich mich für das Landauer Pflaster interessiere, kommentarlos die Tür zum Zimmer des zuständigen, aber im Urlaub befindlichen Mitarbeiters geöffnet: Das Zimmer war voll gestellt mit Exemplaren all jener Pflastersteine, die gerade aktuell in Landau verbaut wurden und von denen jede Steinvariante wiederum eigene Akzeptanzprobleme und Wahrnehmungsgeschichten repräsentierte, die von den AkteurInnen erzählt und kommentiert, die gehört und gesammelt werden müssen. Die Vielzahl dieser Pflastergeschichten ist aber allemal spannend, und manches hat sich durch Internet-Recherche auch schon ansatzweise bestätigt. So sollen die als »Rotterdammer Pflaster« deklarierten Steine den Erzählungen zufolge eigentlich ursprünglich aus der DDR stammen, wo im Zuge der Modernisierung und Asphaltierung nach 1989 ganze Dorfstraßen abgetragen und die Steine als »historisches Baumaterial« in den pflasterverliebten Westen verkauft worden seien. Im konkreten Landauer Fall soll es sich sogar – so die bisher nicht belegte Geschichte – um die Steine einer ehemaligen militärischen Panzerstraße handeln, die auf Umwegen erst nach Rotterdam und dann auf dem Wasserweg über den Rhein nach Speyer und von hier aus per Lkw nach Landau gebracht worden seien. Über die Pflastergeschichten wird so auch eine Ost-West-Geschichte der Nach-Wendezeit erzählt, sie entwickelt sich zu einer potentiellen Betrugsgeschichte und Räuberpistole, in deren Rahmen allerhand Verschwörungstheorien zutage treten, und zugleich wird hier die zivile Umnutzung eines ehemals militärischen Objekts selbst wiederum zum Auslöser eines handfesten Konflikts.

Der Konflikt erweist sich damit auch für einen ethnografischen Zugang als produktiv, denn das Stichwort »Rotterdammer Pflaster«, so die Erkenntnis, führte auch noch bei Begegnungen im Jahr 2012 in der Stadt Landau quasi in Sekundenschnelle zu heftigen Reaktionen und brachte z.B. mir bisher völlig unbekannte Menschen dazu, sich sofort und ungefragt in privat geführte Gespräche einzumischen, um von ihren persönlichen Erfahrungen und ihrem Zorn wie auch von Geschichten zu berichten, die ihnen von Dritten zugetragen worden waren. Dabei wurde ich nicht als mögliche Bewohnerin der Stadt identifiziert, sondern als auswärtige Journalistin, deren Recherchen zum Pflaster man unterstützen wollte. Bis heute bewegt der ungeliebte Bodenbelag die Gemüter in der Stadt, und allein die Erwähnung des Rotterdammer Materials ruft ein unerwartetes Spektrum an Emotionen

und Narrativen hervor. Maßgeblich für eine Analyse erscheint mir ein Zeitungskommentar aus dem Jahr 2001 zu sein, der das Pflaster mit dramatischen Worten als die »klaffende Wunde« der Stadt beschrieb, die sich schon rein aus Kostengründen nicht mehr beseitigen und von daher auch nicht mehr schließen lassen werde.<sup>69</sup> Die Metapher von der Wunde erweist sich auch im Sinne der Tagung und ihrer Frage nach den Oberflächen als tragfähig, denn die Existenz des Pflasters ist als eine Art Wunde im Alltag der Stadt jederzeit spürbar, sie liegt offen sichtbar, jede Berührung und jede Thematisierung schmerzt und führt sofort zu heftigen Reaktionen, an denen man wenn nicht die Tiefe, so doch die Dauerhaftigkeit dieser Verletzungen erkennen mag.

69 Kommentar Kerstin Witte-Petit: Klaffende Wunde. In: Die Rheinpfalz, 11.1.2001. Dass andere Städte Alternativstrategien im Umgang mit Pflasterproblemen entwickelt haben, zeigt das Beispiel der Stadt Bad Schwartau. Die Ausschreibung von Bauarbeiten zur »Verbesserung der Begehbarkeit des Marktplatzes« im Jahr 2010 benennt die Aufgabenstellung: » 2.200 qm Naturstein-Großpflaster [...] abschnittsweise aufnehmen, in ein Natursteinwerk [...] liefern, Kronenschnitt ausführen, in gebundener Bauweise neu verlegen [...].« [http://www.strassenbauportal.de/oeffentliche\\_ausschreibung\\_vobvol\\_detail261911.html](http://www.strassenbauportal.de/oeffentliche_ausschreibung_vobvol_detail261911.html) (Zugriff: 26.2.2013).